

Nr. 268 Bromberg, den 22. November 1932.

Mandus Frixens erste Reise

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.

„Und vierzehn Tage später saß ich in Marokko auf dem Thron. Auf meinem Kopfe hatte ich die marokkanische Krone. Wenn sie nicht von Messing war, war sie sicher von Gold. Und alles, was dem verstorbenen Sultan gehört hatte, das gehörte nun mir. Das wär ja nun alles wunderschön gewesen, wenn nur nicht der gottsverdammigte Harem gewesen wäre. Da saßen nämlich an die dreihundertfünfundsechzig mordshäßliche Weibsen, für jeden Tag eine, und der marokkanische Reichskanzler paßte auf, daß auch in diesem Punkt alles seine Ordnung hatte. Und wenn ich mal mit einer hübschen lütten Deern nebenbei anbandeln wollte, gleich kam er mit dem Testament von meinem erlauchten Vorgänger und alarmierte den ganzen Harem. Vierzehn Tage hielt ich das aus. Dann machte ich mich dünne, am 24. Mai Glock drei Uhr morgens. Aber der verfluchte Reichskanzler roch den Braten und schickte die halbe marokkanische Armee hinter mir her. Ich buddelte mich fix in den Sand, und sechs Divisionen mit Munition und Bagage trampelten über mich weg. Solange mußte ich die Luft anhalten."

„Da hast du natürlich Höllenqualen ausgestanden?" grinste Jan.

„Das soll mir erst mal einer nachmachen!" nickte Kuno und wischte sich die Stirn. „Aber auch die allerlängste Armee hat einmal ein Ende. Ich peil mich dann durch die Wüste nach Tanger und von da nach Cadix. Und wie ich in Cadix ankomme, da liegt wahrhaftig der Albatros in der Werft. Erst wollte ich meinen Augen nicht trauen. Sie hatten natürlich wieder ein bißchen Havarie gemacht. War das eine Freude, wie sie mich wiedersahen! Wir seilten also weiter nach Hamburg zu. Im Kanal kriegen wir einen ganz dicken, schwarzen Nebel. Und drei Stunden später lief der Albatros vor Ostende auf den Schlick. Meine Schuld war es nicht. Hätten sie auf mich gehört, wären wir zu Anker gegangen. Am nächsten Morgen klarte das Wetter auf. Mittags kam eine steife Brise. Und abends ging der Großmast über Bord. Drei Jahre später war von dem ganzen Albatros nur noch das Bugspriet zu sehen. Die Menschen sind eben zu vernagelt. Das war mein fünfter Schiffbruch! Krieg' ich nun die Pinke?"

„Immer sachte!" winkte Tetje ab. „Laß man erst die andern zu Worte kommen."

„Das ist eine ganz hübsche Geschichte!" nickte Smutje mit Kennermiene. „Aber sie war ein bißchen lang. Ich weiß eine, die ist viel kürzer."

„Nein!" rief Jakob. „Erst komm' ich, ich bin der Ältere!" Und der Koch gab nach.

„Als wir Anno dazumal in Danzig festgemacht hatten," legte Jakob los, wobei er Kunos Prahlton nachzuahmen trachtete, „da kam Hein Fuchtig zum erstenmal an Bord und das gleich mit einer ganzen Wagenladung voll Tabak. „Junge, Junge," sagte Itje Hartleff, unser Kapitän, „wir fahren nach Walfisch, für einen Kramhandel ist hier kein Raum an Bord,". „Das ist Mundvorrat!" sagt Hein. „Dann verstau die Säcke in die Vorpiek, daß man nicht darüber stolpert!" kommandierte der Alte. Und dann seilen wir auf Island zu. Hein schmökt aus seiner Meerschaumpiep wie ein englischer Kohlendampfer. Der Türkenkopf an seinem Bröfel war fast so groß wie eine Wassermelone. Immer war er unter Volldampf. Bei jedem Wetter schmökte er, auch nach dem Einschlafen schmökte er noch. Wir sind keine acht Tage unterwegs, preit uns ein dänischer Frachtkasten um Kohlen an. Aber wir konnten ihm keine ablassen, denn Hein schmökte holländischen Knaster und keine Kohlen. Gleich hinter Island kriegen wir eine ganz hübsche Brise aus Südost, da macht unser Patriot gut seine zweiundzwanzigeinhalb Knoten, und wir haben nichts weiter zu tun, als über Bord zu spucken und die Hände in den Taschen zu halten. Hein schmökt einen Türkenkopf nach dem andern leer und steht die ganze Zeit am Ruder, so daß wir alle was von seinem Knaster abkriegten. Da springt plötzlich der Wind nach Westen um und schmeißt die Vorreul unklar. „Ordnung muß sein!" schreit Hein und entert auf. „Laß wenigstens deine Piep unten!" brüllt ihm Itje Hartleff nach. Aber Hein tat ohne seine Piep keinen Griff. Wir stehen unten und gucken zu, wie er das Geschirr wieder in Ordnung bringt. Und dabei schmökt er, als wollte er den Himmel pikenschwarz qualmen. Da plötzlich fällt ihm die Piep aus den Zähnen. Er will sie fangen, verliert das Gleichgewicht, kommt 'runtergesaust wie ein blinder Papagei, fällt aufs Achterdeck, zerschlägt das Scheinlicht und geht zu Anker in Itje Hartleffs Koje. Die Piep fällt immer hinter ihm her, schmeißt das Tintenfaß um und macht einen großen Klecks ins Journal. „Das Biest wird verhaftet wegen Insubordination!" sagt der Alte und sperrt sie ein in die Takelkammer. Hein rappelt sich auf, reibt sich den Achtersteven und brummt: „Wo ist die Piep?" „Der Düwel mag wissen, wo sie liegt!" sagt Itje Hartleff und zeigt mit dem Finger über die Steuerbordverschanzung. Da stand Hein da, als hätte ihn einer mit der Bramrah vor den Kopf geschlagen! — „Feuer! Feuer!" brüllt am nächsten Mittag der Junge. „Wo brennt's?" fragt der Alte und zieht die Luft ein. „In der Vorpiek!" schreit der Junge. „Alle Mann an Deck zur Feuerrolle!" kommandiert Itje Hartleff. Wir treten an, jeder mit einer vollen Pütz in der Hand und reißen die kleine Luke auf. Da kommt ein Qualm heraus wie aus einem Schnelldampferschlot, daß uns zuerst die Augen wie Dachrinnen lecken. „Wasser!" kommandiert der Kapitän. Zweimal braucht er das nicht zu sagen. Die Pützen fliegen nur so. Der Rauch wird immer schwächer, zuletzt steigt nur noch so eine feine, weiße Wolke in die Höh'. „Hurra!" schreit der Erste. „Wir haben es untergekriegt." „Das riecht nach Tabak!" sagt der Zweite. „Hein Fuchtigs Tabak brennt!" brüllt der Koch. „Hein, Hein, dein Tabak brennt!" schreien wir alle. Aber es kommt keine Antwort. „Der gottsverdammigte Kerl wird doch nicht etwa unten sein?" fragt Itje Hartleff. Wir schnappen noch schnell einen Happen frische Luft und entern in die Luk. Und da finden wir Hein Fuchtig, wie er schläft zwischen seinen sechs Tabaksäcken. Und im Mund

hängt ihm ein großer Trantrichter, den er eben ausgeschmökt hatte. Nun läßt Itje Hartleff auch Heins Tabak in die Segelkammer sperren. Die Trantrichter legt ihr alle an die Kette, und zu Hein sagt er: „Jetzt hab' ich die Nase voll. Du kriegst den Tabak nicht eher wieder, bis die Ladung gar ist. Und am Ende findet sich bis dahin auch deine Piep wieder." Seitdem war Hein riesig scharf auf die Walfische. Aber wir hatten Pech. Sieben Stück gingen uns durch, weil Hein zu hastig war. Endlich kam der achte in Sicht. „Das ist ein ganz großerl" sagte der Kapitän. „Den müssen wir kriegen, und wenn ich meine eigene Schwiegermutter heiraten soll!" Wir springen ins Boot. Sechs Mann an den Riemen und Hein am Ruder, so schieben wir uns sachte an das Biest 'ran. „Junge, Junge!" sagt Hein. „Ist der aber lang. Ich hab' mein Lebtag nicht so einen langen Walfisch gesehen. Der ist wohl dreimal so lang, wie von Danzig nach Zoppot." Und damit hebt er die Harpune. „Um Gottes Willen!" ruf ich und fall' ihm in den Arm. „Das ist ja gar kein Walfisch, das ist eine Seeschlange!" „Du bist wohl mall?" schreit er mich an. „Ich werd doch wohl wissen, wie eine Seeschlange aussieht!" Und damit schmeißt er ihr seinen Bratspieß zwischen die Rippen. Die Seeschlange war so eine Behandlung nicht gewöhnt und wird natürlich gleich seetoll. Sie schlägt mit dem Schwanz um sich, daß Hein aus dem Boot fliegt. Dann speit sie Blut und Feuer, reißt das Maul auf so groß wie ein amerikanischer Sechsmastschoner und verschluckt unsern Hein wie der Haifisch den Stint. Dann seilt sie ab, daß das Tau nur so raucht. Sie taucht unter und tobt wie ein toller Hund an der Kette. Aber wir kappten das Tau nicht, denn wir konnten doch nicht unsern Hein im Stiche lassen. Auf einmal schießt die Seeschlange kerzengerade in die Höhe, da sahen wir erst, wie lang sie war. Und dann wälzte sie sich auf den Wellen wie ein Aal im trocknen Sande. Na, na! denk' ich, die wird sich doch nicht an unserm Hein überfressen haben? Und just so war's. Als wir uns leise an die Seeschlange heranschlängeln, kommt Hein Fuchtigs Knief gerade durch die Speckwand. „Hurra!" schreien wir sechs. „Guten Tag, Hein!" Da kommt er auch schon herausgekrochen. „Oha!" sagt er und wischt sich das Blut aus den Augen. „Ich hab' die verdammte Bestie inwendig kurz und klein gekitzelt. Die richtet kein Unheil mehr an!" So kriegte Hein seine Piep und seinen Tabak wieder. Eine halbe Meile Speck stachen wir von der Seeschlange ab. Gut sieben Meilen blieben übrig. Was hätte man alles damit schmieren können! Die Hamburger Hochbahn, die Hamburger Druckmaschinen und alle Advokaten der Welt."

„Aber erlaub mal!" begehrte Kuno auf. „Das ist ja beinahe eine Beleidigung."

„Beinahe ist nicht ganz!" schmunzelte Jan. „Für dein Maulwerk hätte die Schmiere gewiß nicht gelangt."

„Und die Seeschlange?" fragte Kuno, um ihm ein Bein zu stellen.

„Die Seeschlange nahmen wir auf den Haken", fuhr Jakob fort. „Itje Hartleff wollte sie nach Hamburg schleppen, um sie ans Naturhistorische Museum zu verkitschen. Aber in der Nordsee kam ein rechtsdrehendes Sturmzentrum und wickelte die Seeschlange fünfmal um Helgoland. Da haben wir sie denn liegen lassen, und dort liegt sie noch. Mich wundert bloß, Kuno, daß du sie noch nicht gesehen hast. Du siehst doch sonst alles."

„Mit dat grote Mul!" knurrte Hugo.

„Warum nicht?" trumpfte Kuno auf. „Mit den Augen zu sehen, das ist kein Kunststück."

Er war eben nicht klein zu kriegen.

„Jetzt kommt Smutje!" befahl Tetje.

„Nein, laß mich erst!" forderte Mandus in seiner vorlauten Weise. „Ich will mal zur Abwechslung eine wahre Geschichte erzählen. Nachher könnt ihr wieder weiter lügen."

„Die Holländer", begann der Jung, „hatten einmal ein Admiralschiff, das hieß Mannigfual. Das hatten sie von ganz grünem Holz gebaut, das noch nicht recht ausgewachsen war. Wie nun das Schiff ins Wasser kommt, fängt das Holz an zu wachsen, und das Schiff wird immer größer."

„Und das soll eine wahre Geschichte sein?" schnaubte Kuno ärgerlich.

„Wart's nur ab", tröstete ihn Mandus. „Du wirst es schon noch merken, wie wahr sie ist."

„Na, da bin ich aber sehr neugierig!" murrte Kuno.

„Zuerst hatte das Schiff Mannigfual knapp zwölfhundert Tons", fuhr Mandus fort. „Es war also nicht größer als unsere Fortuna. Mit hundert Jahren aber war es schon so groß, daß der Kommandore Sichdichvör, der den Kapitän auf dem Schiff machte, zu Pferde auf dem Deck herumreiten mußte, wenn er den Matrosen was befehlen wollte. Die Leute, die als Schiffsjungen in die Riggen kletterten, kamen als alte Männer herunter mit weißen Haaren und grauen Bärten. Die Zeit da oben vertrieben sie sich, daß sie in den Blöcken einkehrten. Jeder Block hatte nämlich eine kleine Wirtschaft mit drei Sorten Bier und fünf Sorten Köhm."

„Das war schon zum Aushalten!" nickte ihm Tetje zu und schüttelte aufmunternd die Pinke.

„Als das große Schiff Mannigfual", berichtete Mandus weiter, „wieder einmal aus dem Ozean nach Holland sollte, war es schon so dick geworden, daß es im Kanal sitzenblieb. Da ließ der Kommandore Sichdichvör die ganze Backbordseite mit weißer Seife einschmieren. So glitschten sie mit der nächsten Flut glücklich an den Felsen vorbei. Und die Kante bei Dover hat bis heutigen Tages ihre Farbe davon."

„So ein Blech!" knirschte Kuno kritisch. „Das geht ja auf keine Kuhhaut."

„Von wem hast du diese Geschichte?" forschte Tetje.

„Von einem Schiffsmann", gestand Mandus. „Er saß mit sechs andern in der Fensternische und ich hab' hinter ihm gestanden und zugehört."

Tetje schaute ihn sehr groß an.

„Hier hast du die Pinke!" rief er plötzlich und schüttete ihm die achtzehn Mark und sechzig Pfennige in die Mütze.

Vor Valparaiso.

Zehn Tage später traf die Hamburger Bark Fortuna in Valparaiso ein. Mit Sonnenaufgang wurde sie von einem Schlepper in Empfang genommen und auf den Ankergrund bugsiert. Nachdem sie die Schlickhaken weggeworfen hatte und die Ankerboje vertäut worden war, kam der Hafendoktor an Bord. Da weder ansteckende Krankheiten noch sonst etwas Staatsbedrohliches an Bord herrschten, wurde das Schiff freigegeben.

Jetzt schoß die Barkasse mit dem Agenten heran. Er brachte Frischfleisch und die eingelaufene Post mit.

Und dann kamen die Polizei und die Zollwächter an Bord, fünf Mann hoch. Sie taten furchtbar wichtig.

„Sehen sie nicht aus wie leibhaftige Düwels?" flüsterte Tetje. Und Mandus nickte feierlich.

Jonni empfing den Agenten in der Kajüte, schenkte ihm einen Genever ein und verschloß darauf die angebrochene Flasche im Spind. Dann gab er jedem Deckgast mit Ausnahme des Jungen einhundert Mark Vorschuß, beurlaubte die Backbordwache und fuhr mit dem Agenten und Andres Schwatt an Land.

Kaum war er fort, kriegten zwei Mann der Steuerbordwache fürchterliche Zahnschmerzen und baten bei Cornelius um Landurlaub.

Inzwischen machten sich die Beurlaubten, zu denen sich auch der Koch rechnete, landfein. Bei Jakob hatte das seine Schwierigkeiten, da ihm sein guter Anzug von Menno Pickenpack in Amsterdam gestohlen worden war. Detlev band sich wieder einmal das knallrotseidene Halstuch um.

Es roch nach Roastbeef. Der Koch sputete sich höllisch. Die Töpfe und Kessel rasselten nur so.

Die Steuerbordwache machte indessen das große Boot klar. Da steckte Cornelius den Kopf ins Logis und rief: „Ich hab' zu wenig Leute. Ein Mann von der Backbordwache muß an Bord bleiben."

„Ich nicht!" schrie Kuno. „Ich bin in Amsterdam nur ein einziges Mal an Land gekommen."

„Macht das untereinander aus!" meinte Cornelius und zog sich zurück.

„Der Junge!" schlug Detlev vor und zeigte auf Mandus.

„Der Junge ist noch kein Mann!" entschied Tetje, rechnete nach und deutete auf Detlev. „Mich dünkt, du bist selbst an der Reihe."

Detlev fügte sich murrend, warf Mütze und Halstuch in die Koje und kroch selbst hinein.

Dann wurde auf- und abgebackt. Zauberhaft schnell ging das, denn drüben winkte und lockte die große, weiße Stadt mit all ihren mehr oder minder schönen Freuden und Genüssen. (Fortsetzung folgt.)

Ein Kartenhaus fällt zusammen ...

Skizze von Gerd Land.

Antalousic wählte die weiße Weste ... Sollte jemand auf den ausgefallenen Gedanken kommen, diese Tatsache sinnbildlich zu werten, so würde ihn das Grinsen eines jeden Kriminalbeamten darüber aufklären, daß Antalousic kein Mann der weißen Weste war! Nein, Antalousic wählte eine weiße Pikeeweste, die er über das Smokinghemd zog, in dessen Brust matte Perlen schimmerten. So stand er vor dem Spiegel. Als er die schwarze Schleife knüpfte, zitterten seine Hände heftig.

Wenige Minuten später saß er im Wagen, der ihn zum Opernhaus brachte. Ein Mann mit tief in die Stirn gezogener Ballonmütze öffnete den Schlag, blieb in demütiger Haltung stehen. Antalousic kramte ärgerlich in seinen Taschen und murmelte laut genug, daß der Vagabund es hören konnte: „Mein Entschluß steht fest. Heute abend passiert's!"

Ein Polizist, der gerade vorbei ging, glaubte eine Verwünschung des eleganten Herrn zu vernehmen und jagte den verkommenen Burschen hinweg. Ach, er wußte nicht, konnte nicht wissen, daß es Antalousic war, der da mitleidig dem armen Teufel nachsah, Antalousic, der an diesem Abend Rache nehmen würde, und daß diese Rache ein Menschenleben kosten würde ....

Antalousic begab sich ins Opernhaus, in dem an diesem Abend besonders Festlichkeit herrschte. Es war die Uraufführung der neuen Oper eines weltberühmten Komponisten angesetzt. Die große Auffahrt, der Schwarm Neugieriger, der die Spitzen der Gesellschaft, der Diplomatie, der Kunst bewundern wollte, ließen schon äußerlich das große Ereignis erkennen.

Das Haus war noch nicht gefüllt, als Antalousic die Loge betrat. Unbewußt fingerte er nach der Hosentasche, in der das Knalleisen seiner Aufgaben harrte. Aber der elegante, ältere Herr brauchte nicht lange zu warten. Senator Karlpatt erschien mit Frau und Tochter äußerst pünktlich auf der Bildfläche. Genia drückte Antalousics Hand länger und inniger, als es für eine junge Dame ihres Alters und Standes schicklich war. Heimlich sagte sie zu ihrer Mutter: „Sieht er nicht wieder faszinierend aus?" und wagte einen schnellen Seitenblick auf Antalousic, der sich mit dem Senator über geschäftliche Transaktionen unterhielt.

Genia war schön. Das tizianrote Haar, der dunkelzinnober gelackte Mund standen im seltsamen Gegensatz zu den unendlich dunklen, tiefen und klugen Augen, mit der zarten Tönung der Hautfarbe.

Wie immer versuchte Antalousic auch hier über Frauen, die für ihn stets nur Mittel zum Zweck waren, zum Ziele zu gelangen. Wie immer ... Vier lange Jahre in grauer Zuchthausgruft lagen hinter ihm. Jahre, die seine Haare gebleicht, die seinem kühnen Gesicht einen müden Zug verliehen hatten. Nun war er bereit, mit beiden Füßen in sein altes Leben zu steigen, in sein Verbrecherdasein. Schon hatte er ja die Tochter des reichen Senators mit Mutter und sämtlichem weiblichen Anhang so zu bezaubern verstanden, daß seinem groß angelegten Betrugsmanöver, das den Senator Ehre und Namen kosten würde, nichts mehr im Wege stand. Zuvor aber galt es noch, Abrechnung zu halten, Rache zu nehmen an dem Menschen, dem er die vier Jahre verdankte.

Im großen Hause erloschen die Lichter. Leise begann der Auftakt der Ouvertüre aufzuklingen. Der Vorhang hob sich. Die Handlung begann.

Antalousic bekundete lebhaftes Interesse an dem neuesten Werk des Komponisten. Frau Senator Karlpatt und Fräulein Doktor Genia Karlpatt, die Tochter, hatten Muße, das ausdrucksvolle Gesicht Antalousics einzusaugen, der Senator dachte an die Vorschläge des Freundes ...

Der erste Akt ging zu Ende. Viel Beifall. Viel Rufe nach den Verantwortlichen des Abends. Schon jetzt: Blumen. Die Pause war eine einzige Pracht von Frauenschönheit und Eleganz, bekannten Profilen von Finanz und Kunst, ein einziges Einander-zur-Kenntnis-nehmen.

Das Ehepaar Karlpatt trat an das Büfett, um sich zu stärken. Genia und Antalousic wandelten durch die Gänge. In Antalousics Hirn jagten die Sekunden. Es glich einer Stoppuhr, während sein Mund von Löwenjagden am Hofe des Rajahs von Kashnapur berichtete.

Doktor Genia trat in eine Nische, um sich ein wenig zurecht zu machen. Sie puderte das Näschen und holte eben den Lippenstift hervor, als sie von einem Herrn begrüßt wurde. Kalt kroch es Antalousic den Rücken hinauf. Genia sagte: „Ach, bitte, lieber Baron, halten Sie das, einen Augenblick nur!" Und Antalousic war mit dem Lippenstift allein.

Nun, er konnte sie jetzt nicht mehr fragen, was diese Bekanntschaft mit dem Kriminalrat Kemmerlingk zu bedeuten habe. Nein, er durfte jetzt keine Sekunde verlieren, sonst würde das sorgsam gezimmerte Alibi zusammenbrechen wie ein Kartenhaus. Jener, der da mit Genia plauderte, war bestimmt nicht seinetwegen hier. Sicher ein alter Bekannter der jungen Dame. Hatte sie nicht eine Zeitlang als Gerichtschemikerin gearbeitet? Ja, natürlich, so war es. Auch beteiligte sich eine ältere Dame, offenbar die Gattin des Kriminalrats, am Gespräch.

Was jetzt folgte, spielte sich so ab, wie es ein Sträfling in tausend schlaflosen Nächten ersonnen hatte. Was jetzt folgte, war ein minutiöses Räderwerk.

Antalousic durchquerte die Gänge und trat vor das Portal des Theaters. Barhaupt, als wolle er wie so viele andere Theatergäste — Damen in kostbaren Roben, Herren in Gesellschaftsanzügen — die paar Minuten Luft schöpfen und eine Zigarette rauchen. Es fiel auch keinem auf, daß Antalousic sich aus der Schar Lufthungriger entfernte. Viele taten das, um einen Blick auf die Schlagzeilen der ersten Frühmorgenblätter zu werfen.

An der Ecke steht eine Limousine. Antalousic steigt zum Fahrer an den Volant. Der Wagen startet. Fährt durch stille Nebenstraßen mit rasender Geschwindigkeit. Antalousic fragt: „Logenschließer bereit?" — Klar kommt die Antwort: „In Ordnung!" Antalousic fragt: „Ist sie zu Hause?" — Die Antwort: „Es ist für alles gesorgt."

Vor einer Villa in einem Vorort bremst der Mann am Volant hart ab. Der Motor läuft weiter. Antalousic hat den Schlüssel zu diesem Hause. Und steht bald in einem Damenzimmer. Und steht vor ihr. Er sieht sie an. Dieser da, die so sanftmütig aussieht, hat er vier Jahre „Zet" zu verdanken. Sie hat ihn verpfiffen. Sie wird nur noch zwei, höchstens drei Minuten leben.

Sie weiß, was der Besuch bedeutet. Jetzt weiß sie: Man hat sie irregeführt die ganze letzte Woche hindurch. Der Jüngling, nach dessen Liebestrunkenheit sie sich sehnte, um dessentwillen sie für diese Nacht das Personal beurlaubte, war ein Beauftragter des Barons, des .... „Hilfe! Hilfe ...." Ein Schuß! Sie sinkt vornüber. Es ist aus.

Antalousic geht noch nicht. Die Mordwaffe legt er in das Nachtkästchen der Ermordeten, deren warmes Blut im Teppich versickert. Es ist ihre Waffe, ja, dieser Revolver gehört ihr. Ihr vermeintlicher Geliebter hat ihn seinem Herrn überbracht.

Zurück. Die Treppe hinunter. Ins Auto hinein. Zurück in rasender Fahrt. Zum Opernhaus. Die letzten verglimmenden Zigarettenreste liegen noch auf der Straße vor dem Portal. Hinein! Der Logenschließer wartet vor der Loge. Es ist ein bekanntes Gesicht, einer der Spießgesellen des Mörders Antalousic.

Leise betritt der Verbrecher die Loge. Der dramatische Höhepunkt der Oper ist da. Die Zuschauer sind gefesselt. Auch der Senator mit Frau und Tochter.

„Haben Sie noch einen Imbiß genommen? Das war recht", flüsterte die Chemikerin und fügte hinzu: „Ich möchte Sie in der nächsten Pause mit einem interessanten Manne bekannt machen. Er jagt nicht Löwen, sondern Verbrecher. Es ist Kemmerlingk! Kennen Sie den Namen?"

Mir bleibt auch nichts erspart! — denkt Antalousic. Aber sein Alibi ist unerschütterlich. Ihm kann kein Kommissar der Welt etwas nachweisen. Er war in der Oper. Von einem Mord weiß er nichts.

Der zweite Akt ist beendet. Man geht wieder hinaus in die Gänge, in die Vorräume des schönen Theaters.

Der Baron Malt-Pertenau alias Antalousic macht die Bekanntschaft des Kriminalrats und seiner Gattin. Die beiden Paare plaudern angeregt. Genia wirft witzige Aussprüche ein. Und dann, plötzlich, jählings, unvermittelt, geschieht das Entsetzliche.

Genia sagt entsetzt: „Sie haben ja Blut an Ihrer Weste, Baron!" Da weiß der Verbrecher, daß es um ihn geschehen ist. brüllt auf: „Kanaille!" Die Leute strömen herbei . . .

Antalousic hat sich verraten!

Der rote Fleck an der weißen Smokingweste war keineswegs Blut. Er rührte von jenem Lippenstift, den Genia während der ersten Pause Antalousic für eine Sekunde zu halten bat. Der Baron hatte ihn in nervöser Hast in seiner Westentasche untergebracht. Denn es galt ja für ihn, sein Alibi zu zimmern. Er mußte ja fort.

Der schweißgebadete Körper des Verbrechers war es, der einen roten Fleck an der Außenseite der Tasche hervorbrachte. So fiel ein Kartenhaus zusammen.

Peter Pawlowitsch Aratoff, der Russe

Humoreske von Elis Stahl-Berlin.

Der Deutsche trat in das arabische Kaffeehaus in Marseille. Da umarmte ihn der mohammedanische Wirt stürmisch.

„Kennst du mich nicht mehr. Brüderchen? Kennst du nicht mehr Peter Pawlowitsch Aratoff, bei dem du soviele Wodkas getrunken hast, vor dem Kriege, am Wolgaufer?"

Der Deutsche erkannte ihn und freute sich sehr. Peter Pawlowitsch schluchzte: „Ach, du wirst mich ja für einen Dieb halten, für einen Gauner, für einen Lumpen . . ."

„Aber weshalb denn?" fragte der Deutsche verwundert.

„Auf meinem Herzen hat es gelegen im Krieg und nach dem Krieg, im Gefängnis und in den Meeresfluten und unter dem Galgen und überall — immer wollte ich dir das deine bringen, aber konnte ich denn?"

„Ich verstehe dich nicht", sagte der Deutsche.

„Wie gütig du bist! Aber wer dachte auch, an jenem Abend, an dem ich zu Tatjana ritt und du mir dein Amulett mitgabst, damit ich Glück haben sollte — wer dachte auch, daß es achtzehn Jahre dauern sollte bis zum Wiedersehen? Ich wurde aufgehalten, wie das so ist, bis mich nach zwei Monaten jemand fragte: „Weißt du nicht, Peter Pawlowitsch, daß der Zar Krieg hat mit Deutschland?" Ja, da mußte ich in den Krieg. Aber dein Amulett hat mich beschützt. Dennoch, wie hat es mir auf der Seele gebrannt! Denn stand seine Kraft nicht dir zu? Soviel habe ich damals getrunken vor Kummer — — Dann kam der erste Umsturz und der zweite, ich machte mich auf den Weg zu dir. Konnte ich Ruhe finden zu Hause, mit dem unrechtmäßigen Gut auf dem Herzen? Aber alle Augenblicke fing mich jemand ab und wollte mich erschießen. Nie hätte ich gewußt, was für Leute das jedesmal waren, wenn nicht dein Amulett, das ich um Hilfe anrief, mir immer die richtigen Worte in den Mund gelegt hätte. Da zwang mich dreihundert Werst vor der Grenze ein riesiger Muschik, für ihn zu arbeiten. Ich hatte es nicht schlecht, drei Jahre lang, aber mein Gewissen trieb mich fort. Ich kam auch bis zum Schwarzen Meer, gab mich für einen Matrosen aus und fuhr auf einem Fischsegler mit; aber als man merkte, daß ich kein Stagsegel kannte, warf man mich einfach ins Wasser."

„Barmherziger Himmel!" rief der Deutsche erschüttert. Peter Pawlowitsch lächelte sanft.

„Was hätte ich nicht deinetwegen erlitten, Brüderchen! Obwohl es kein schöner Augenblick war. Ich faßte nach deinem Amulett. Da schwamm ein Balken herbei; auf dem saß ich die Nacht über ganz behaglich, bis mich ein Dampfer auffischte. Zuerst dankte ich Gott, daß es ein Türke und kein Russe war; aber Gott hat es dem Menschen verwehrt, sein Böses und sein Gutes zu erkennen. Diese Söhne von räudigen Schakalen schleppten mich von Trapezunt aus durch ihr ganzes verfluchtes Land und verkauften mich dann an einem Baumwollzüchter am Euphrat. Dennoch gab ich meine Aufgabe nicht verloren. Was hätte mein Leben sonst noch für einen Sinn gehabt? Ohne einen Sinn für sein Leben aber vermag kein Mensch zu leben, Brüderchen . . . . Nach einem Jahr gelang es mir, eine Gelegenheit und den Beutel eines Armeniers zu ergreifen und westwärts zu fliehen. Welche Reise, Brüderchen, welcher Hunger, welcher Durst! Aber ich kam an die Küste, ritt nach Beirut, wo man mich wegen des Armenierbeutels hängen wollte. Unter dem Galgen kaufte mich ein Araber los und nahm mich als Sklaven nach Nordafrika mit."

„Welche Abenteuer!" murmelt der Deutsche überwältigt.

„Nichts im Vergleich zu meiner Sehnsucht, meine Pflicht zu tun und mein Gewissen zu beschwichtigen", sagte Peter Pawlowitsch zärtlich. „Hinter der Lybischen Wüste fiel dem Araber ein, ich hätte seine Tochter zu aufmerksam angesehen, und er beschloß, mich auf ein wildgewordenes Kamel zu binden, das er sowieso nicht mehr recht brauchen konnte. Durfte ich sterben, mit dem entwendeten Gut auf dem Herzen? Der nächste Morgen sah mich als Muselmann. Ich durfte am Leben bleiben, zumal sich das Kamel auch wieder beruhigt hatte und brauchbar geworden war. Aber in Tunis stahl Suleika ihrem Vater einen Beutel mit Goldstücken. Wir fuhren nach Marseille, kauften dieses Kaffeehaus, und da bin ich nun, ja."

Der Deutsche sagte bewegt: „Friede über deine alten Tage, Peter Pawlowitsch! Gib mir das Amulett, an das ich gar nicht mehr gedacht hatte, und sei beruhigt!"

„Das Amulett?" fragte Peter Pawlowitsch wie aus einem Traum erwachend.

„Ja", sagte der Deutsche.

„Das Amulett, das du mir damals gegeben hast?"

„Dasselbe", sagte der Deutsche.

„Gott allein weiß, wo sich dieses Amulett jetzt befindet", sprach Peter Pawlowitsch fromm.

„Ja — hast du es denn nicht mehr?"

„Ich? Nein, wie soll ich? Ich habe es ja vor achtzehn Jahren, als ich zu Tatjana ritt, gegen Wodka umgetauscht. Der Wirt war ganz wild darauf."

Der Deutsche saß stumm da.

„Ja", sagte Peter Pawlowitsch sanft und überzeugend, „was sollte ich tun? Ich hatte alles Geld ausgegeben, und wir waren sehr durstig. Bedenke, Brüderchen, sieben Menschen waren durstig! Und da dachte ich: solch ein wertloses Ding . . ."

Der Deutsche fand erst am nächsten Tag die Sprache wieder.



Bunte Chronik

Das unkultivierteste Volk der Erde.

Das niedrigste Niveau, auf dem Menschen ihr Dasein fristen, findet man in Süd-Sumatra bei den Kudu, Zustände, die sich tatsächlich kaum über das Tierische erheben. Die sogenannten „Wilden Kudu" sind ein auf den unzugänglichsten Teil der Urwälder beschränktes Völkchen, das familienweise zusammenlebt und in kleinen Horden ohne festen Wohnsitz umherschweift. Die Nacht wird unter ganz einfachen, aus Laub hergestellten Regenschutzdächern verbracht, falls nicht bereits vorhandene Schlupfwinkel benutzt werden können. Ihr ganzes Leben besteht aus der Suche nach Nahrungsmitteln. Ihre ganze Kleidung besteht aus einem zwischen den Beinen durchgezogenen Gurt aus Baumbast und einer Kopfbinde aus dem gleichen Stoff. Eine lange, an dem einen Ende zugespitzte Stange aus hartem Holz bildet ihre einzige Waffe. Mit einem geflochtenen Tragkorb auf dem Rücken durchziehen sie den Wald auf der Nahrungssuche. Sie essen alles, was genießbar ist. Fremde fliehen sie und vermeiden selbst die Berührung mit den benachbarten Horden des gleichen Stammes. So ergibt sich das Fehlen von Tänzen und Vergnügungen jeder Art, ja selbst von irgendwelcher Musik. Sobald die Kinder groß genug geworden sind, trennen sie sich von den Eltern und ziehen auf eigene Faust umher, dementsprechend sind auch ihre Hochzeitsgebräuche denkbar einfach. Die Ankündigung der Absicht genügt. Ebenso einfach ist die Scheidung dieser Ehen. Man geht ohne weitere Formalitäten wieder auseinander. Eine andere soziale Einrichtung für die Familie gibt es nicht, ebenso wenig Grundbesitz oder Territorialrecht, das den einzelnen Horden bestimmte Gebiete zuweist. Religion, selbst der einfachste Aberglaube, ist ihnen unbekannt. Sie glauben nicht an Zauberei oder Zauberdoktoren und fühlen sich wehrlos gegen Krankheit und Tod. Stirbt ein Mitglied der Horde, so läßt man es einfach an der Stelle liegen, wo der Tod es ereilte. — Die Horde aber zieht weiter.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.